

Hartmut Rosa

Wettbewerb als Interaktionsmodus

Kulturelle und sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft

I. Einleitung

Wir brauchen mehr Wettbewerb – wenn es ein beschwörendes Mantra in der zeitgenössischen Sozial- und Wirtschaftspolitik gibt, dann ist es dieses. Die Einführung oder Verschärfung des Wettbewerbs soll die Probleme der Schulen und Universitäten, der Bahn wie der Lufthansa, der Energieanbieter und der Arbeitsvermittler, ja gar der Gesundheitsversorgung und der Rentenversicherung lösen. Entsprechend bündeln sich alle individuellen, kollektiven und nationalen Energien und Ressourcen auf das Ziel hin, den Betrieb, den Kindergarten, die Universität, das Krankenhaus, die Stadt, das Bundesland und Deutschland insgesamt – *wirtschaftlich, wissenschaftlich, sportlich, militärisch und musisch* – wettbewerbsfähig zu machen.

Das Bemühen um die Erhaltung und Steigerung der Konkurrenzfähigkeit bezieht dabei längst auch die Lebensführung und -planung der Subjekte mit ein. Auch die Individuen sorgen sich inzwischen unablässig um ihre ökonomischen, emotionalen, sozial-vernetzenden, sexuellen, körperlichen und intellektuellen Wettbewerbschancen. Was auf der kollektiven Ebene *Standortsicherung* heißt, erscheint in der Perspektive der Individuen als Kampf um die Werterhaltung der Person. Individuell wie kollektiv sehen sich die Akteure dem Problem gegenüber, dass unglücklicherweise auch die Konkurrenten – vom Mitbewerber um den Arbeitsplatz bis zu den anderen Nationalstaaten – immer mehr Ressourcen und Energien in die Steigerung *ihrer* Wettbewerbsfähigkeit setzen, was den Konkurrenzkampf wie ein Nullsummenspiel unter steigendem Einsatz erscheinen lässt. Brauchen wir mehr Wettbewerb?

Die Umstellung der Art und Weise, wie Ressourcen und Güter, Positionen und Privilegien sowie soziales Ansehen verteilt werden, ist ein fundamentales Merkmal des Übergangs von der traditionellen zur modernen Gesellschaft. Letztere ist, so die These, die ich im folgenden explizieren möchte, deshalb zuerst und vor allem eine *Wettbewerbsgesellschaft*, weil sie diese Verteilung in nahezu allen zentralen Sozialsphären wettbewerbsförmig organisiert und die Herstellung oder Aufrechterhaltung von *Wettbewerbsfähigkeit* als ein nach und nach zur Dominanz gelangendes Hand-

lungsziel individueller und kollektiver Akteure festschreibt.¹ Erstaunlicherweise blieb dieser Aspekt in der Modernisierungsdiskussion gegenüber den Prinzipien der Ökonomisierung, Rationalisierung, Differenzierung, Individualisierung oder auch der Bürokratisierung und Verrechtlichung weitgehend unberücksichtigt. Zwar ist die Ausweitung und Generalisierung der Institution des *Marktes* in der bürgerlichen Gesellschaft vielfach thematisiert worden, doch lenkt die Metapher des Marktes, in der ja noch immer das bunte Treiben auf dem *Marktplatz* anklingt, den Blick vornehmlich auf die Auswahl von Gütern, d.h. vor allem auf die Produkte und auf deren Käufer. Die *andere Seite des Marktes* jedoch, der Wettbewerb der Anbieter und Produzenten, ist erst in jüngster Zeit von Autoren wie Sighard Neckel und Frank Nullmeier wieder in das Zentrum aktueller Gesellschaftsanalyse gerückt worden.² Die Konsequenzen der wettbewerbsförmigen Organisation sozialer Funktionssphären für die Chancen der Verwirklichung gesellschaftlicher Handlungsziele, für die sozialen Interaktionsmuster und für die Identitätsformen und Handlungsstrategien der Subjekte sind bis dahin kaum je systematisch untersucht worden, wenn man einmal von den einschlägigen Überlegungen Georg Simmels absieht.³ Ich möchte mit diesem Beitrag deshalb einen Anstoß dazu geben, diesen Aspekt des Modernisierungsprozesses neu zu durchdenken.

- 1 Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob diese *Wettbewerbsfähigkeit* darin besteht, eine bestimmte, objektiv messbare und sozial geforderte *Leistung* zu erbringen (*Leistungswettbewerb*), oder darin, sich *erfolgreich gegen andere durchzusetzen* (*agonaler Wettbewerb*). Ich stimme aber der Diagnose von Nullmeier (*Politische Theorie des Wohlfahrtsstaats*, Frankfurt a.M./New York: Campus 2000) und Neckel („Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft, in: E. Barlösius, H.-P. Müller und St. Sigmund (Hrsg.): *Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland*, Opladen: Leske u. Budrich 2001, S. 245-265) durchaus zu, die für die Gegenwartsgesellschaft eine Verschiebung vom Leistungswettbewerb zum agonalen Konkurrenzkampf ausmachen. Im Zuge der Entfaltung meines Arguments werde ich versuchen, unter dem Stichwort der „Endogenisierung des Wettbewerbs“ einen in der modernen *Wettbewerbslogik selbst* liegenden Grund für diese progressive Verschiebung zu identifizieren.
- 2 Nullmeier (a.a.O.) liefert eine ebenso umfangreiche wie verdienstvolle Studie zur Sichtung und Systematisierung der verstreuten Überlegungen und Argumente der Ideengeschichte zur Frage wettbewerblischer und agonaler Einstellungen, die er zu einer aufschlussreichen eigenen Theorie des *sozialvergleichenden Handelns* verknüpft. Bei Neckel stehen dagegen vor allem die kulturellen Konsequenzen einer zunehmend konkurrenzlogischen Erfolgsorientierung im Mittelpunkt der Analyse. Vgl. auch die an Fred Hirsch anschließende Untersuchung von Lucia Reisch zum Konzept und Leitbild der *Positionalität* (*Status und Position. Kritische Analyse eines sozioökonomischen Leitbildes*, Wiesbaden: DUV 1995).
- 3 Georg Simmel, Soziologie der Konkurrenz, in: *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908* (GA Bd. 7), hrsg. von R. Kramme, A. Rammstedt und O. Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, S. 221-246.

II. Wettbewerb als Interaktionsmodus

Sich mit anderen zu vergleichen und dabei zu hoffen, in diesem Vergleich besser als jene abzuschneiden, könnte durchaus zu den anthropologischen Grundeigenschaften des Menschen gehören. Der Wettbewerb „um ein Drittes“ (Simmel), bei dem es nicht darum geht, sich um ein Gut oder ein Privileg direkt mit einem Konkurrenten zu streiten, sondern sich in seinen Leistungen und Errungenschaften mit einem anderen gleichsam 'indirekt' zu messen, scheint eine spezifisch menschliche Eigenschaft zu sein, die im Tierreich keine Parallele kennt.⁴ Aber das *Ausmaß* und die *Hin-sichten* ebenso wie die sozialen *Konsequenzen* dieses Vergleichens sind ohne Zweifel historisch und kulturell sehr variabel: Gesellschaften können so eingerichtet sein, dass der kompetitive Drang der Menschen im Sinne eines „Wetteiferns“ sozial entschärft wird;⁵ sie können aber auch versuchen, ihn im Sinne des genuinen sozialen „Wettbewerbs“ zu einem zentralen Antriebsmoment gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion zu machen. Dabei wird das Bestreben, eine menschliche Praxis oder Tätigkeit möglichst gut auszuüben (ihren eingeschriebenen *standard of excellence* zu erfüllen) transformiert in das Anliegen, *besser zu sein* – oder notfalls: *besser zu scheinen* – als die Konkurrenten, weil darüber soziale Positionen, Achtung und materielle Güter und daher *Lebenschancen* verteilt werden.

Wie nun aber etwa Talcott Parsons in seiner Konzeption der sich verändernden gesellschaftlichen 'pattern variables' herausstellt, ist der Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft just durch den Wandel in den sozialen Allokationsmustern vom Prinzip der autoritativen 'Zuschreibung' (*ascription*) zur Idee der 'Leistung' (*achievement*) gekennzeichnet: Positionen, Ressourcen (Einkommen), Ansehen und damit auch viele Handlungs- und Lebensoptionen werden nicht mehr nach Tradition, Stand oder nach den Maßgaben autoritativer Entscheidung verteilt, sondern nach der jeweiligen individuellen Leistung in einem – der Idee nach – fairen und freien Wettbewerb.⁶

Damit wird im Prozess der Modernisierung die freie, weil allen Mitgliedern offenstehende, und zugleich geregelte Konkurrenz in immer stärkerem Maße zum dominanten Interaktionsmodus westlicher Gesellschaften; das Wettbewerbsprinzip verdrängt in seiner handlungskordinierenden und vergesellschaftenden Funktion die alternativen Modi der traditionalistisch-ständischen *Zuteilung*, der assoziativen *Kooperation*, der autoritär-hierarchischen *Regelung* oder des unregelmäßig (antagonis-

4 So wird sie etwa auch von Adam Smith in seiner *Theory of Moral Sentiments* als quasi-anthropologische Gegebenheit behandelt, während etwa Rousseau unterstellt, sie habe (im Sinne der *amour propre*) erst mit der frühen 'Vergesellschaftung' des Menschen begonnen und stelle daher so etwas wie die menschliche Ursünde dar. Vgl. dazu auch Nullmeier, Politische Theorie des Sozialstaates (Anm. 1), S. 19 ff. und Reisch, Status und Position, Teil III.

5 Vgl. Simmel, Soziologie der Konkurrenz (Anm. 3), S. 232 f.

6 Talcott Parsons, *The Social System*, Glencoe 1951.

tischen) *Konflikts* um Rollen, Ressourcen und Privilegien auf immer mehr Feldern des sozialen Lebens.⁷

Von der *genuin wettbewerbsförmigen* Organisation einer Sozialsphäre kann dabei erst dort die Rede sein, wo die Setzung materialer Handlungsziele selbst zu einem entscheidenden Wettbewerbsmoment wird. So lassen sich etwa wirtschaftliche Produktionsziele (z.B. eine Autobahn, einhundert Panzer, zwölftausend Paar Schuhe) politisch vorgeben und dann wettbewerbsförmig realisieren: Den Auftrag erhält, wer das Produktionsziel am effizientesten realisieren kann, wer also den effektivsten *Mitteleinsatz* erreicht. Die Zielsetzung selbst erfolgt hier nicht im Interaktionsmodus des Wettbewerbs. Dagegen ist die Privatwirtschaft moderner Industriestaaten so organisiert, dass die Produzenten selbst darüber bestimmen, welche Produktionsziele sie sich setzen, und sie folgen dabei nicht einfach einer vorgegebenen Nachfrage, sondern spekulieren auf deren aktive Erzeugung. Wettbewerbsfähiger ist hier nicht einfach, wer ein materiales Ziel effizienter realisiert; die Zielsetzung wird selbst zu einem Instrument im Kampf um Wettbewerbsfähigkeit.⁸

Ähnliches gilt für die Wissenschaft oder die Kunst: Das Prinzip der funktionalen Ausdifferenzierung, nach dem wissenschaftliche Forschungsziele oder künstlerische Maßstäbe nicht extern (etwa politisch oder religiös) vorgegeben werden, sondern aus der wissenschaftlichen und künstlerischen Praxis selbst hervorgehen, erweist sich zugleich als ein entscheidendes Antriebsmoment für die Totalisierung der wettbewerbsförmigen Organisation dieser Sozialsphären. Die Definition wissenschaftlicher und künstlerischer Aufgaben ist selbst ein entscheidendes Element des Konkurrenzkampfes. Interessanterweise erweist sich der Sport, in dem das Wettbewerbsprinzip auf den ersten Blick in seiner reinsten Form verwirklicht scheint, hier als nur eingeschränkt bzw. *sekundär wettbewerbsförmig* organisiert: Die Setzung der Spielregeln und damit die Definition der materialen Handlungsziele erfolgt nach externen Gesichtspunkten, die allenfalls den Regeln des *ökonomischen* Wettbewerbs gehorchen.

Nach und nach eroberte der Wettbewerbsgedanke (in diesen beiden Formen) und das damit aufs engste verknüpfte Leistungsprinzip im Prozess der Modernisierung ideell und dann auch institutionell die Sphären der Wirtschaft, der Wissenschaft, des Sports, der Politik (in Form des *Parteienwettbewerbs*), der Medien und der Unterhaltungsangebote, der Liebe (in der freien *Partnerwahl*), der Kunst (in ihrer marktförmigen Organisation ebenso wie in der Vergabe von Stipendien und Fördermitteln) und in gewisser Weise sogar der Religion: In pluralistischen Gesellschaften kämpfen Kirchen und Religionsgruppen darum, sich durch das überzeugendere Sinn-Angebot und die 'bessere' Lebensform gegenüber den Konkurrenten auszuzeichnen und die Gläubigen an sich zu binden. Historisch von entscheidender Be-

7 Zu den alternativen Modi gesellschaftlicher Interaktion vgl. etwa David Held u.a.: *Global Transformations. Politics, Economics and Culture*, Cambridge: Polity 1999, S. 19 f. u. 435.

8 Nullmeier zeigt dabei, dass der Prozess der Verschiebung in den Unternehmensstrategien von einer Konzentration auf die *Mittel* (zur Realisierung hergebrachter Produktionsziele) zur aggressiven Neubestimmung von Produktionszielen auch heute noch andauert (Politische Theorie im Sozialstaat, Anm. 1, S. 213 ff.).

deutung ist dabei der Umstand, dass in Europa, der unbestreitbaren Wiege dieser Organisationform in ihrer modernen Gestalt, seit der Herausbildung des Westfälischen Staatensystems im 17. Jahrhundert auch die zwischenstaatlichen Beziehungen konkurrenzförmig gestaltet waren, wenngleich vorübergehend auch immer wieder der Interaktionsmodus des direkten (bewaffneten) Konflikts zur Vorherrschaft gelangte: Die europäischen Nationalstaaten konkurrierten um Territorien und Ressourcen und daher um militärische und politische Dominanz. Deshalb wetteiferten sie unablässig um die Vorherrschaft in der wissenschaftlichen, technischen, ökonomischen, infrastrukturellen, kulturellen und militärischen Entwicklung.⁹

Das Wettbewerbsprinzip reicht daher in seiner Bedeutung weit über die ökonomische Sphäre hinaus, es beherrscht die Struktur- und Institutionenbildung der modernen Gesellschaft insgesamt. Individuelle und kollektive Akteure in modernen und a fortiori in spätmodernen Gesellschaften, in denen die alternativen Allokationsmuster weitgehend erodiert sind, begegnen sich auf nahezu allen Handlungsfeldern latent oder manifest, individuell und kollektiv als (potentielle) Konkurrenten.

In der spätmodernen Gesellschaft gewinnt das Wettbewerbsprinzip zumindest in der vorherrschenden Ideologie geradezu einen Totalitätsanspruch: Alle noch nicht wettbewerbsförmig organisierten Sozialsphären (gesetzliche Krankenkassen, Schulen und Universitäten als Bildungseinrichtungen, Wasserwerke und neuerdings sogar Gefängnisse und Sicherheitskräfte) geraten unter massiven Druck und gelten als chronisch ineffizient und hoffnungslos anachronistisch. Dass der Wettbewerb 'in Zukunft' *noch viel härter werde* und noch viel härter werden *müsse*, ist nicht nur zum Gemeinplatz, sondern auch zum Inbegriff von „Globalisierung“ geworden: Das alle Sozialsphären beherrschende Konkurrenzprinzip¹⁰ überwindet die nationalstaatlichen Barrieren, die ihm bisher gesetzt waren, und zwingt den einzelstaatlichen Regierungen unerbittlich die Wettbewerbsidee (im Sinne der *Standortkonkurrenz*) als kategorischen Imperativ des politischen Handelns auf. Im Unterschied zum westfälischen Staatensystem sind es nun weniger die Nationalstaaten als Kollektivakteure, die miteinander im Wettbewerb stehen, als vielmehr die gesellschaftlichen Akteure selbst, die in allen Sozialsphären direkt miteinander konkurrieren. Daher kommt es für die Nationalstaaten nun nicht mehr (nur) darauf an, im Konfliktfall militärisch stärker zu sein als die anderen Staaten, sondern es wird zur überragenden politischen Aufgabe, alle Sozialsphären 'international konkurrenzfähig' zu machen.

9 Vgl. dazu Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S. 311-329.

10 Eine Ausnahme stellt allerdings (noch) der Bereich des *Rechts* dar, wenngleich sich auch hier Elemente konkurrierender Rechtswege und eines verschärften zwischenstaatlichen Wettbewerbs um effizientere Rechtssysteme beobachten lassen; vgl. dazu etwa Klaus Günther, *Rechtspluralismus und universal Code der Legalität: Globalisierung als rechtstheoretisches Problem*, in: Lutz Wingert und Klaus Günther (Hrsg.), *Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit* (Festschrift für Jürgen Habermas), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 539-567.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesem Faktum für die Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens und die Gestaltung der institutionellen Ordnung? Drei Punkte scheinen mir hier zunächst hervorhebenswert. Zum Ersten ist es offensichtlich, dass die wettbewerbsförmige Organisation des sozialen Lebens zu einer großen und beständigen *Überschussproduktion* an sozialen Energien und kreativen Ideen führt.¹¹ Akteure sind beständig zu Anstrengungen aufgerufen, die sich in einer großen oder sogar überwiegenden Zahl von Fällen als nicht zielführend erweisen: Von fünfzig Bewerbern um eine Arbeitsstelle erhält sie nur einer, von hundert Erfindungen setzt sich nur eine auf dem Markt durch, von zweihundert Künstlern kann sich allenfalls einer einen Namen machen. Der Wettbewerb stellt daher eine außerordentlich verschwenderische Form sozialer Organisation dar.

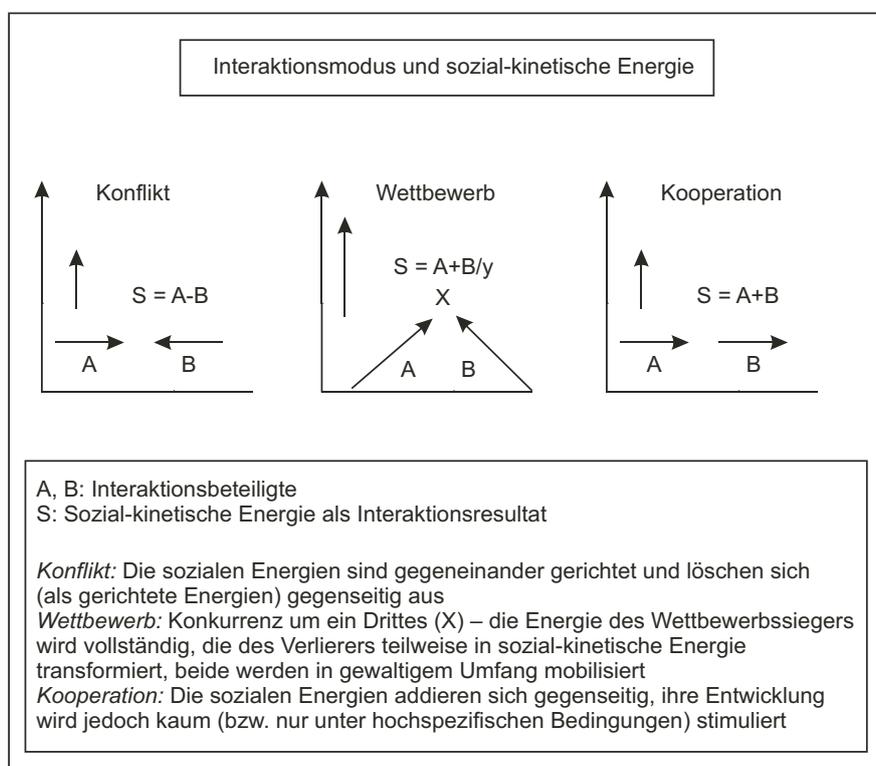
Im Unterschied zur Form des direkten, unregulierten bzw. antagonistischen Konflikts kommt es jedoch nicht zur unmittelbaren wechselseitigen Vernichtung sozialer Kräfte: Während in der antagonistischen Konfrontation zwei Willen diametral gegeneinander stehen und die resultierende (sozial wirksame) Handlungsenergie sich gleichsam aus der Subtraktion der Kraft des Unterlegenen von der Kraft des Siegers ergibt,¹² gehen die Energien des Wettbewerbsverlierers – jedenfalls dort, wo es sich um die Konkurrenz *um ein Drittes* bzw. *die Gunst eines Dritten* handelt – nicht unbedingt gesellschaftlich verloren: Fähigkeiten oder Ideen, die sich in einer Konkurrenzsituation nicht durchsetzen konnten, stehen in anderen Sozialsphären oder in Wiederholungssituationen erneut zur Verfügung, und die Kräfte des Siegers verringern sich durch die Anstrengungen der Konkurrenten kaum oder gar nicht. Zugleich folgt aus der diagnostizierten Verschwendung sozialer und kreativer Energien natürlich nicht, dass die transformative oder innovative soziale oder 'kinetische' Energie¹³ der Gesellschaft gering bleibt oder auch nur geringer ist als bei irgendeinem der alternativen sozialen Interaktionsmodi: Das Wettbewerbsprinzip erweist sich, wie ich zeigen möchte, als derart effektiv hinsichtlich der Mobilisierung kreativer sozialer Energien, dass die transformative Dynamik der modernen Gesellschaft diejenige aller anderen uns bekannten Gesellschaftsformationen um ein Vielfaches übersteigt (s. Abbildung 1).

Die zweite fundamentale Konsequenz des kompetitiven Interaktionsmodus ergibt sich nun eben daraus: Die Umstellung des Allokationsmodus von *Zuschreibung*

11 Wie Nullmeier (Anm. 1, S. 150 ff.) verdeutlicht, kann die Vorstellung, dass die agonale Organisation einer Sozialsphäre (also etwa der Wettstreit der Künstler, der Philosophen oder der Produzenten) die Kreativität und Produktivität dieser Sphäre dramatisch erhöht und die Gesellschaft gleichsam „energetisch auflädt“, in der Ideengeschichte geradezu als Gemeinplatz gelten; sie findet sich bei Simmel ebenso wie bei Jacob Burckhardt (ebd., S. 154) oder bei Nietzsche (S. 158 f., 186 f.) und schließlich in Joseph Schumpeters Gedanken der „schöpferischen Zerstörung“ (S. 196 ff.).

12 Vgl. Simmel, *Soziologie der Konkurrenz* (Anm. 3), S. 224 und Nullmeier, *Politische Theorie des Sozialstaats* (Anm. 1), S. 194.

13 Den Begriff der „kinetischen Energie“ einer Gesellschaft entlehne ich Peter Sloterdijks *Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik*, Frankfurt a.M. 1989.



auf *Leistung* bewirkt jene die Gesellschaft in ihrer kulturellen und strukturellen Gesamtheit durchdringende *Dynamisierung* der Sozialordnung, die von Marx als Folge der Kapitalisierung, von Weber als die immanent-revolutionäre Kraft der Rationalisierung und von Simmel als Ergebnis des Individualisierungsprozesses identifiziert wurde. Die sich aus dem Wettbewerbsprinzip ergebende soziale Transformationskraft bezieht sich auf die Ergebnisse der sozialen Produktion, auf die Akteure und auf die Prozessstrukturen gleichermaßen. Es setzt *einerseits* beständig Anreize, noch bessere Leistungen als die bisher erreichten zu erzielen, so dass es auf keinem sozialen Gebiet mehr zu einer Festigung oder Kristallisierung des status quo kommt: Rekorde im Sport sind dazu da, gebrochen zu werden; wissenschaftliche Entdeckungen sind, wie schon Weber hervorhebt, dazu gedacht, umgehend überboten zu werden; politische Amtsinhaber werden beständig von der Opposition herausgefordert; wirtschaftliche Produktionsweisen und Produktionsziele müssen bei Strafe des ökonomischen Untergangs fortwährend verbessert werden; Künstler stehen unter gleichsam a priorischem Innovationszwang, weil das Nachahmungsprinzip jeglichen künstlerischen Geltungsanspruch eingebüßt hat, etc. Damit geraten individuelle wie kollektive Akteure unter den Druck, ihre Wettbewerbs*fähigkeit* aufrechtzuerhalten bzw. zu verbessern, das heißt ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Ressourcenlage auszubauen,

um im Konkurrenzkampf bestehen zu können. Sie können sich in keiner Sozialsphäre ihrer Position sicher sein: Ressourcen, Privilegien, Positionen und soziale Achtung werden leistungsabhängig immer wieder neu verteilt, die Sozialordnung wird dynamisiert, zeitstabile Zustände statischen Gleichgewichts pendeln sich kaum mehr ein.

Dieser Umstand legt es den Akteuren *andererseits* nahe, ihre in der Konkurrenzsituation kultivierten, aber zunächst nicht erfolgreichen Energien und Fähigkeiten auf neue Ziele und in neue Bahnen zu lenken. Möglicherweise wird die 'kreative Unruhe' moderner Gesellschaften mehr noch durch die im Wettbewerb zunächst unterlegenen Akteure als durch die Sieger befördert, weil Erstere unter erhöhten Innovationszwang geraten. Der abgewiesene Wissenschaftler, der unterlegene Politiker, der kaum beachtete Künstler ist gezwungen, *sich etwas Neues* einfallen zu lassen. Kreative und innovative Potentiale werden dabei natürlich insbesondere dort systematisch erzeugt und abgerufen, wo die materiale Zielsetzung selbst (im Sinne der oben definierten *genuin wettbewerbsförmigen* Organisation einer Sozialsphäre) zu einem Element des Konkurrenzkampfes wird.

Zum Dritten und Letzten schließlich hat es den Anschein, als ob die wettbewerbsförmige Organisation einer Sozialsphäre diese gleichsam 'naturwüchsig' ethisch neutralisiere bzw. gegenüber exogenen Erwägungen immunisiere.¹⁴ Da die in der freien Konkurrenz erbrachten Leistungen im Ausleseprozess objektiv und 'fair' belohnt werden und das Bessere sich dort, wo der Wettbewerb funktioniert, quasi-automatisch durchsetzt – dies ist eine konstitutive Idee des Wettbewerbsprinzips –, scheinen konkurrenz-externe ethische, ästhetische oder moralische Erwägungen über das *Ergebnis* des Konkurrenzkampfes überflüssig, wenn nicht gar systemschädigend, weil sie mit der Grundidee des freien Wettbewerbs unvereinbar sind. Wettbewerbssysteme funktionieren genau dann effizient, wenn sie von inhaltlichen Zielvorgaben entlastet sind: Erst der Verzicht darauf, der Wissenschaft, der Wirtschaft oder der Kunst vorzuschreiben, was sie zu forschen oder zu produzieren haben, welche Wertgesichtspunkte zu verfolgen sind und wer im Wettbewerb zu begünstigen sei, hat deren gewaltige Effizienzsteigerung in der Moderne ermöglicht.

Der Gedanke der Neutralität des Wettbewerbs bezieht sich dabei nicht nur auf die sachlichen, sondern auch auf die sozialen Ergebnisse: Wer im Wettbewerb unterliegt (sei es im Sport, in der Wissenschaft, in der Kunst oder in der Politik), hat es gleichsam 'verdient', von den entsprechenden Privilegien, Ressourcen oder Positionen ferngehalten zu werden, weil er objektiv schwächer war als die Konkurrenz – darin liegt der Gerechtigkeitsanspruch des fairen und freien Wettbewerbs. Wettbewerbe sind ihrer logischen Konstitution nach zwar *geregelt*, aber nicht *gesteuert*. Die Abwesenheit von Regeln transformiert Wettkämpfe in Konflikte, der Anspruch auf Steuerung dagegen unterminiert das Konkurrenzprinzip: Die Steuerungsprinzipien selbst müssen in einem anderen Interaktionsmodus festgelegt werden. Dies jedoch

14 Vgl. dazu etwa Wolfgang Schluchter, Ethik und Kapitalismus. Zwei Thesen Max Webers, in: Berl. J. Soziol., Heft 3 1995, S. 335-347, v.a. S. 340 ff. sowie Simmel, Soziologie der Konkurrenz, S. 186 ff.

wirft bereits die Frage danach auf, welche Art sozialer Ergebnisse durch das Wettbewerbsprinzip erzeugt bzw. verhindert werden. Dieser Frage möchte ich mich nun im Folgenden zuwenden.

III. Der Wettbewerb als soziales Instrument

Die Entwicklung der modernen Gesellschaft lässt wenig Zweifel daran, dass die „Entfesselung“ des Wettbewerbs in fast allen Sozialsphären zu ungeahnten qualitativen wie quantitativen Effizienzsteigerungen, ja geradezu zu einer Leistungsexplosion geführt hat. Die europäische Staatenkonkurrenz hat der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Entwicklung eben dieser Staaten gewaltigen Auftrieb verliehen. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, d.h. die Produktivkräfte wie die Produktionsleistungen, sind in historisch beispiellosem Maße angestiegen; der Prozess der verstetigten technischen Innovation wurde durch das Konkurrenzprinzip überhaupt erst in Gang gesetzt, begünstigt wurde er durch die bahnbrechenden Erkenntnisse, welche der wissenschaftliche Wettbewerb zutage förderte.

In der Politik ermöglichte der demokratische Parteienwettbewerb gegenüber allen anderen Regierungsformen ein weit schnelleres und sensibleres Reagieren auf die wechselnden sozialen Bedürfnisse. Auch hierin zeigt sich der aus der Ökonomie bekannte große Vorzug des Konkurrenzprinzips, Bedarf und Angebot bzw. Produktion und Konsumtion sowohl qualitativ als auch quantitativ, wie von 'unsichtbarer Hand' geleitet, schnell und effizient zu koordinieren. Und weiter: Während die bis heute andauernden Leistungssteigerungen im Sport sich in Form der immer wieder aufs Neue gebrochenen Rekorde objektivieren, fehlt es der Sphäre der Kunst (noch) an objektiven Kriterien für die Beurteilung einer qualitativen Leistungssteigerung infolge der Durchsetzung des Wettbewerbsgedankens, doch lässt sich zumindest quantitativ ein deutlicher Anstieg der Einrichtungen, Veranstaltungen und Produktionen der Hochkultur (der Opernhäuser und Theater, Galerien und Museen etc.) konstatieren, und es gilt als unbestritten, dass die technischen Fertigkeiten professioneller Künstler (etwa der Musiker) heute weit über denen ihrer Vorgängergenerationen etwa im 18. Jahrhundert liegen. Auch die Lebensweisen haben sich auf dem 'Markt der Lebensformen' diversifiziert und vervielfältigt. Amerikanische Religionssoziologen vertreten inzwischen die überraschende These, dass sich Kirchen bzw. religiöse Vereinigungen dort am vitalsten und 'erfolgreichsten' zeigen, wo es zwischen ihnen zu einem direkten Wettbewerb um die Gläubigen kommt.¹⁵

Zugleich liegt es auf der Hand, dass die Tatsache, dass Subjekte in der Moderne etwa um Arbeits- und Ausbildungsplätze, Lebenspartner und Freunde konkurrieren müssen, ihnen gewaltige Zivilisierungsleistungen abverlangt und daher zugleich die Kultivierung der Sitten in einzigartiger Weise befördert: Die Individuen sind ge-

¹⁵ Vgl. etwa Roger Finke und Rodney Stark: *The Churching of America, 1776-1990: Winners and losers in our religious economy*, New Brunswick, NJ: Rutgers University Press 1992.

zwungen, als liebens- und vertrauenswürdig, als kenntnisreich, kultiviert und leistungsbereit (oder kurz: als wettbewerbsfähig) zu *erscheinen*; und wie etwa Baurmann und Kliemt zu zeigen versuchen, sind sie darin genau dann am erfolgreichsten, wenn sie all dies tatsächlich *sind*, d.h. wenn sie jene Eigenschaften in der Tat verinnerlicht haben. Denn langfristig werden sich auf allen 'Märkten' diejenigen Bewerber durchsetzen, denen weitere Leistungssteigerungen bei Einhaltung der Wettbewerbsregeln *zugetraut* werden.¹⁶ Wer auf einem 'Beziehungsmarkt' (wie weit dieser in der Spätmoderne gediehen ist, verrät ein Blick in die Beziehungsannoncen der Zeitschriften und Zeitungen) einen Lebenspartner 'erobert' will, ist in ganz anderer Weise gezwungen, sich als kultivierte, liebenswürdige, kenntnisreiche Person zu präsentieren als derjenige, dem traditionelle Autoritäten (z.B. die Eltern) einen Lebenspartner zuweisen. Für die Berufswelt und den 'Arbeitsmarkt' ist dieses Kultivierungs- und Bildungsprinzip schon lange bekannt und erforscht – die Alphabetisierungsrate vermag Auskunft über den Anstieg des Bildungsgrades in modernen Gesellschaften zu geben.¹⁷

Die oben diskutierte ethische Neutralität des Wettbewerbs widerspricht also nicht dem Gedanken einer zivilisierenden Kraft der 'douce compétition', die sogar bewirken kann, dass sich die Subjekte hinsichtlich der Einhaltung der Wettbewerbsregeln weitgehend moralisch verhalten, weil derjenige, der dagegen verstößt, den Verlust seiner zukünftigen Wettbewerbsfähigkeit riskiert. Dabei tut es offenbar nichts zur Sache, dass das Wettbewerbsprinzip bei weitem nicht immer und überall reibungslos funktioniert und stets korrumpierbar ist, denn auch hier wirkt die 'zivilisierende Kraft der Heuchelei', wie Jon Elster das einst nannte:¹⁸ Wer offensichtlich nicht in der Lage ist, im Wettbewerb zu bestehen, wird sich langfristig auch unter Bedingungen der Korruption nicht durchsetzen können.

Als Instrument zur Realisierung substantieller gesellschaftlicher Ziele – wirtschaftlicher Wohlstand, wissenschaftliche Erkenntnisse, technische Innovationen, kulturelle und sportliche Höchstleistungen etc. – zeigt sich der Interaktionsmodus des Wettbewerbs damit nahezu unbestreitbar allen anderen Organisationsformen, einschließlich der kooperativen, bei weitem überlegen.

Darüber hinaus erweist sich das Wettbewerbsprinzip jedoch nicht nur hinsichtlich materialer Wertverwirklichungsgesichtspunkte als äußerst effizient, sondern es

16 Michael Baurmann und Hartmut Kliemt, Zur Ökonomie der Tugend, in: *Ökonomie und Gesellschaft, Jahrbuch Band 11: Markt, Norm und Moral*, Frankfurt a. M./New York 1995, S. 13-44.

17 Unbeschadet der für Deutschland niederschmetternden Ergebnisse der PISA-Studie zeigen vergleichende Untersuchungen, dass die kognitiven Fähigkeiten von Schülern gleicher Altersstufen sich auch in den letzten Jahrzehnten weiter verbessert haben; ebenso macht ein Blick in die Universitätsarchive rasch deutlich, dass heutige Magister- oder Diplomarbeiten nicht nur quantitativ, sondern oft auch qualitativ das Niveau von Dissertationen der 50er oder 60er Jahre des 20. Jahrhunderts erreichen.

18 Jon Elster, Constitution-Making in Eastern Europe: Rebuilding the Boat in the Open Sea, in: *Public Administration* 71, 1993, S. 169-217, hier S. 183.

kann zusätzlich für sich in Anspruch nehmen, unbestechlich und unparteiisch für Verteilungsgerechtigkeit überall dort zu sorgen, wo der *Leistungsmaßstab* als Gerechtigkeitsprinzip anerkannt ist. Insoweit die moderne Gesellschaft ihre Allokationsmuster über die meisten Sozialsphären hinweg ideell im Sinne Parsons von Zuschreibung auf Leistung umgestellt hat, erfüllt der Wettbewerb tatsächlich die Gerechtigkeitsansprüche dieser Gesellschaft: Es ist *gerecht*, dass der Beste im Sport den Siegespreis erhält, dass die im Wettbewerb erfolgreiche Partei regieren darf, dass der in Forschung und Lehre beste Bewerber die Professorenstelle erhält, dass das beste Kunstwerk prämiert wird und dass die Eheschließung zwischen jenen Partnern vollzogen wird, die sich wechselseitig den Vorzug geben. *Ungerechtigkeit* herrscht dagegen überall dort, wo die Wettbewerbsregeln gebeugt, verzerrt oder verletzt werden.

Ungerechtigkeit herrscht jedoch auch in jenen sozialen Sphären, in denen Ressourcen oder Privilegien nach Leistungsfähigkeit verteilt werden, obwohl andere Gerechtigkeitsmaßstäbe Gültigkeit beanspruchen dürfen: Ärztliche Fürsorge etwa sollte nach den Gerechtigkeitsvorstellungen der modernen Gesellschaft nicht nach Maßgabe der (wirtschaftlichen) Leistungsfähigkeit, sondern nach Bedürftigkeit verteilt werden, und politische Rechte oder Bildungschancen sollten jedem gleichermaßen zukommen, also *gleich* verteilt werden. Diese alternativen Gerechtigkeitsmaßstäbe sind dem Wettbewerbsgedanken nur scheinbar entgegengesetzt: Ihre Einhaltung sichert die Qualität des Wettbewerbs, weil sie sicherstellt, dass möglichst viele Konkurrenten unter fairen, gleichen und freien Bedingungen miteinander konkurrieren können. Dennoch tun sich Gesellschaften, in denen das Wettbewerbsprinzip zur totalen Dominanz gelangt, naturgemäß schwer damit, jene anderen Gerechtigkeitsprinzipien zu realisieren, da sie dem dominanten Interaktionsmodus und den damit verknüpften Werten, Institutionen und Praktiken nicht nur äußerlich bleiben, sondern tendenziell sogar zuwiderlaufen: Die Rahmenbedingungen des Wettbewerbs können nicht durch den Wettbewerb selbst garantiert werden.

Dass wir dazu neigen, die Verteilung von Ressourcen und Positionen nach dem Leistungs- (oder Erfolgs-¹⁹) Prinzip in den meisten Sozialsphären für gerecht zu halten, gilt indessen nur so lange, wie wir dabei auf das materiale soziale Ergebnis des Wettbewerbsprozesses blicken: Indem wir so verfahren wie in den obigen Beispielen angeführt, sichern wir die Qualität der gesamtgesellschaftlich bereitgestellten wissenschaftlichen, sportlichen, politischen und kulturellen Leistungen. Dagegen scheint, wie etwa John Rawls dargelegt hat, Leistung als Verteilungsprinzip unserem Gerechtigkeitsempfinden deutlich zuwiderzulaufen, sobald wir den Blick auf die Konsequenzen für die betroffenen Akteure richten: Dass der Langsame, der Ungeschickte, der Schwache geringere Chancen auf ein gutes Leben haben soll als der Schnelle, Begabte oder Starke, lässt sich vielleicht sozialdarwinistisch rechtfertigen, aber nicht als *moralisch gerecht* darstellen.²⁰ Überall dort, wo sich Wettbewerbsvor-

19 Vgl. dazu unten, Anm. 22.

20 So kommt es, dass politische Maßnahmen, die zu größerer Ungleichheit führen, stets im Hinblick auf die gesamtgesellschaftliche Leistungsfähigkeit gerechtfertigt werden, wäh-

teile gleichsam nach dem Kapitalakkumulationsprinzip selbst vermehren – und bereits vorhandenes ökonomisches, soziales oder kulturelles Kapital tendiert dazu, sich in steigendem Maße selbst zu multiplizieren – verstärkt der Wettbewerb die natürlichen oder sozialen Ungleichheiten zwischen den Menschen: Einmal bestehende Bildungs-, Konditions- oder Vermögensunterschiede haben die Eigenschaft, sich unter Wettbewerbsbedingungen zu vergrößern und die Chancenungleichheit in jeder neuen Wettbewerbsrunde zu verstärken. Das Prinzip der Chancengleichheit wird daher im materialen Sinne durch den iterativen Konkurrenzprozess selbst unterminiert.

Der Wettbewerb als Interaktionsmodus verwirklicht deshalb nicht soziale Gerechtigkeit per se, sondern sichert lediglich eine leistungsgerechte Allokation von vorhandenen Ressourcen, Positionen und Privilegien.

Indes gibt es jedoch auch auf der 'materialen' Seite eine ganze Reihe von Gütern, die sich im Modus der Konkurrenz schwerlich oder gar nicht realisieren lassen: Die wettbewerbsförmige Organisation der sozialen Interaktion erschwert oder verunmöglicht die Verfolgung und Realisierung von Kollektivgütern und kollektiven Handlungsmöglichkeiten. Der Konkurrenzgesellschaft fehlen tendenziell die Institutionen, die sozialen Einstellungen und Praktiken und sogar die politische Sprache, um jene sozialen Güter zu produzieren, die nicht als das Ergebnis eines sozialen Kräftemessens gedacht und realisiert werden können, sondern sich nur als kooperative Anstrengung, die in gleichem Maße allen zugute kommt, verwirklichen lassen. Dazu gehören etwa der Klimaschutz ebenso wie das saubere Wasser, möglicherweise aber auch Güter wie Freundschaft, Gerechtigkeit in einem umfassenden Sinn und genuine Gemeinschaft. Gesellschaften, in denen der Interaktionsmodus der assoziativen Kooperation vorherrscht, scheinen auf die Produktion solcher Güter und die Verwirklichung kollektiver Handlungsziele geradewegs zugeschnitten, während ihre Effizienz in der Bereitstellung kompetitiv realisierbarer Güter chronisch schwach bleibt. Das von der *Rational-Choice-Theorie* ausgemachte notorische Kollektivgutproblem bezeichnet daher weniger ein anthropologisches Faktum als vielmehr eine spezifisch konkurrenzgesellschaftliche Schwierigkeit.

Als Instrument zur gesellschaftlichen Zielrealisierung ist der Wettbewerbsmodus somit den alternativen Interaktionsformen in vielen, aber keineswegs in allen Hinsichten überlegen. Dass der Wettbewerb der sozialen Hegung und der Ergänzung durch andere Interaktionsmodi bedarf, wird deshalb in der politischen wie auch in der sozialwissenschaftlichen Diskussion kaum je ernsthaft in Frage gestellt. Jene Hegung erweist sich inzwischen jedoch überall dort als problematisch, wo die Nicht-Steuerbarkeit des genuinen Wettbewerbs dazu geführt hat, dass er sich von einem hocheffizienten Instrument zur Realisierung 'exogen' (d.h. außerhalb der Wettbewerbssphäre) gesetzter sozialer Ziele oder zumindest traditionalistisch festgelegter Wertgesichtspunkte, die einen vorhersehbaren Bedarf definieren – Wohlstand, Bildung,

rend Forderungen nach mehr Gleichheit unter Bezug auf die Nachteile der 'Wettbewerbsverlierer' begründet werden.

Kulturgüter etc. –, zum institutionell und strukturell verfestigten Selbstzweck gewandelt hat.

Diese Transformation des Wettbewerbs vom Mittel zum Selbstzweck ist eine Folge der ethischen Neutralität des Wettbewerbs einerseits und seiner Relationalität andererseits: In einer Wettbewerbssituation geht es letztlich nicht darum, ein bestimmtes *absolutes* Ziel zu verwirklichen, sondern darum, besser, schneller, profitabler, schöner etc. als die Konkurrenz zu sein. Die dadurch ermöglichte Verstetigung der Konkurrenz ist zwar eine Voraussetzung für die *genuin wettbewerbsförmige* Organisation einer Sozialsphäre, doch hat sie dazu geführt, dass das Bestehen im Wettbewerb und die Erfüllung der Wettbewerbszwänge zu einem ebenso unerbittlichen wie dominanten *Endzweck* individuellen wie kollektiven Handelns geworden ist. Was *schnell geht*, muss *noch schneller gehen*, was schon *wächst*, muss *noch schneller wachsen* etc. So haben die Wachstums- und Beschleunigungserfordernisse der modernen Gesellschaften längst den Charakter eines Steigerungszwangs angenommen, der dem ursprünglichen sozialen Ziel der konkurrenzförmigen Organisation der gesellschaftlichen Produktion: der Erlangung und Sicherung individueller und kollektiver Autonomie, direkt entgegenwirkt. Der Wettbewerb lässt sich nicht mehr stillstellen oder anhalten, er erzeugt einen permanenten, endlosen Zugzwang und produziert damit soziale Erscheinungen, die an keiner exogenen Wertvorstellung mehr gemessen werden können.

Das Prinzip des Wirtschaftswachstums beispielsweise hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts von einem sozialen Versprechen, von der Verheißung erwünschten kollektiven Wohlstands, in einen stahlharten sozioökonomischen Selbstzwang verwandelt: Nicht um ungedeckten Bedarf zu befriedigen, sondern aufgrund der wettbewerbsförmigen Organisation der Wirtschaft bleiben die Wachstumszwänge bestehen. Die Abwesenheit exogener Ziele bzw. Bedürfnisse, d. h. die Sättigung der Märkte, die Knappheit an Knappheit – mithin also die Verwirklichung des ursprünglichen sozialen Ziels –, ist so zum schlimmsten Schreckgespenst der Ökonomie geworden. Aus der unter Wert- wie Zweckgesichtspunkten rationalsten Organisation einer Sozialsphäre entwickelte sich so im Geschichtsverlauf ein System höchst organisierter Irrationalität: Das Organisationsprinzip selbst bestimmt den Endzweck des sozialen Handelns. Gleiches gilt für die gewaltigen Beschleunigungsleistungen der Moderne: Aus dem Glücks- und Freiheitsversprechen der Akzeleration zahlreicher (zielgerichteter) technischer und sozialer Prozesse ist ein unnachgiebiger Beschleunigungszwang geworden, der Menschen, Gesellschaften und die Natur zu überfordern droht. Ähnlich operieren Wissenschaftler und Forschungsinstitutionen ebenso wie Künstler längst nicht mehr nach den Vorgaben sachlich begründeter, wettbewerbs-exogener Erfordernisse, sondern nach der endogenen Logik der sich verselbständigenden Konkurrenz: Wer viel publiziert hat, muss noch mehr publizieren, wer viele Fördermittel eingeworben hat, sollte noch mehr beantragen etc.

Auf eine Formel gebracht bedeutet dies: Die wettbewerbsförmige Organisation einer Sozialsphäre erweist sich als hocheffizient zur Verfolgung und Verwirklichung

exogen gesetzter Ziele, doch tendiert das Konkurrenzprinzip unaufhebbar zur Verselbständigung und Verfestigung und damit zur Immunisierung gegenüber exogenen Vorgaben, so dass die Realisierung gesamtgesellschaftlicher Zielvorstellungen jenseits eines gewissen Entwicklungsstadiums untergraben statt befördert wird. Das ökonomische Wettbewerbsprinzip garantiert im Zeitalter der neoliberalen Globalisierung nicht mehr den gesicherten Wohlstand der Massen, sondern zwingt diese umgekehrt in einen immer härteren Kampf ums ökonomische Überleben; die dadurch bedingte Unsicherheit in allen Sozialsphären untergräbt das ursprüngliche Versprechen wachsender individueller und kollektiver Autonomie. Während die Ahnherren der wettbewerbsförmigen Organisation der ökonomischen Sphäre von Adam Smith bis zu Ludwig Ehrhard davon ausgingen, dass die Effizienz der Marktwirtschaft die Subjekte von den Zwängen der Ökonomie in wachsendem Maße entlasten und befreien werde, so dass sie sich zunehmend anderen Sozialsphären (der Kunst, der Philosophie, der Freundschaft) zuwenden könnten, lässt sich de facto das genaue Gegenteil beobachten: Weil der relational bestimmte ('agonale') Wettbewerb sich gleichsam 'naturwüchsig' immer weiter verschärft, indem er immer neue Höchstleistungen erfordert, wird die Erlangung und Aufrechterhaltung der *Wettbewerbsfähigkeit* individuell wie kollektiv zur alles überragenden sozialen Sorge und zum dominanten Zweck individuellen wie kollektiven Handelns.²¹

Die Konsequenz dieser Verselbständigung des relationalen Wettbewerbsprinzips ist ein erzwungener Opportunismus hinsichtlich der individuellen wie der kollektiven sozialen Wertrealisierung. Was produziert wird, was erforscht wird, ist letztlich gleichgültig, solange es die *Wettbewerbsfähigkeit* steigert und Wachstums- oder Beschleunigungspotentiale verspricht. Diese „Endogenisierung des Wettbewerbs“ findet ihren Niederschlag auch in der zunehmenden Schwierigkeit, in den verschiedenen Sozialsphären zwischen *Leistung* und *Erfolg* zu unterscheiden und daher in der beobachteten Verschiebung vom *Leistungswettbewerb* zum agonalen oder relationalen, auf Konkurrenzenerfolg zielenden Wettbewerb.²² Werden soziale Ziele, Leistun-

21 Interessanterweise wird in der Ideengeschichte eben diese soziale Verselbständigung des Konkurrenzprinzips im Anschluss an Hesiods Unterscheidung zwischen einem 'guten' und einem 'bösen' Streit (*Eris*) zur Bestimmung des Umschlagpunktes zwischen einem sozial vorteilhaften und einem gesellschaftlich schädlichen Wettbewerb benutzt (so etwa von Jaspers oder Huizinga; vgl. Nullmeier, Politische Theorie des Sozialstaats, Anm. 1, S. 148 ff., 162 u. 168).

22 Neckel („Leistung“ und „Erfolg“, Anm. 1) arbeitet überzeugend heraus, dass die Idee der Leistung eher der ideologischen Legitimation von distributiven Differenzen dient als in der Praxis als entscheidendes Kriterium zu fungieren: Der im Wettbewerb letztlich Erfolgreiche muss keineswegs die größere Leistung erbracht haben; oftmals fehlen hierfür entweder die Maßstäbe, oder Erfolg und Leistung fallen sogar messbar auseinander. Für die hier interessierende *soziale Logik* des Wettbewerbs ist dieser Umstand indessen nicht entscheidend: Leistung erscheint hier insofern als äquivalent mit, bzw. definiert durch, Wettbewerbserfolg, als es der Letztere ist, der Anerkennung sichert und als Leistungsausweis dient. Siehe dazu auch: Kai Dröge und Sighard Neckel, Die Verdienste und ihr Preis: Leistung in der Marktgesellschaft, in: Axel Honneth (Hrsg.): *Befreiung aus der Mündigkeit*.

gen und Wertmaßstäbe nicht mehr außerhalb des Wettbewerbs definiert, so ist der beste Sänger einfach derjenige, der die meisten Tonträger verkauft, die beste Wissenschaftlerin jene, welche die ausgeschriebene Stelle kriegt und der beste Politiker derjenige, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Entsprechend identifiziert etwa Niklas Luhmann die „Institutionalisierung opportunistischer Wertverfolgung“ unter dem modernen Beschleunigungsprimat und spricht von der Durchsetzung einer ‚zielvariablen Tempoideologie‘, während Wilhelm Hennis die progressive Erosion weltanschaulicher Gegensätze im politischen Parteienwettbewerb beklagt.²³ In Zeiten der globalen Standortkonkurrenz tendieren politische Programme dazu, sich nur noch in der Frage zu unterscheiden, *mit welchen Maßnahmen* die kollektive Wettbewerbsfähigkeit zu steigern ist. Der Wettbewerb steht nicht mehr im Dienst der Verwirklichung (exogener) politischer Programme, sondern diese stehen umgekehrt im Dienst der ökonomischen und politischen Wettbewerbszwänge. Darin bündelt sich das Dilemma der Immunisierung und Endogenisierung wettbewerbsförmig organisierter Sozialsphären wie in einem Brennglas.

In ganz ähnlicher Weise sind die Subjekte in spätmodernen Gesellschaften dazu gezwungen, ihre Wettbewerbsfähigkeit in allen Sozialsphären zu steigern oder zumindest zu erhalten, wollen sie ihre Position im sozialen Gefüge nicht verlieren, und dies erfordert in einer hochdynamischen Gesellschaft (deren Dynamik just durch das Wettbewerbsprinzip stets weiter gesteigert wird) vor allem eine opportunistische Strategie des Offenhaltens von Optionen und Anschlussmöglichkeiten. Auch auf der Ebene der alltäglichen Lebensführung lässt sich daher das Dominantwerden einer ‚zielvariablen Wettbewerbsideologie‘ beobachten. Damit sind wir aber bei der Frage nach den Folgen der wettbewerbsförmigen Organisation der Sozialsphären für die Subjekte angelangt, der ich mich nun zuwenden möchte.

IV. Der Wettbewerb als Form der Vergesellschaftung

Der sozialwissenschaftliche Versuch, die menschlichen Handlungsziele möglichst metaphysikfrei und so kulturunabhängig wie möglich zu definieren, führt in der Regel zu Annahmen, wie sie etwa Hartmut Esser vorschlägt, d. h. zu der Vorstellung, Subjekte strebten einerseits nach sozialer Wertschätzung (oder Anerkennung) und andererseits nach physischem Wohlbefinden, welches, so wird meist angenommen, mit der Zahl der Handlungsressourcen und daher auch mit materiellem Wohlstand

Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a.M./New York 2002: Campus, S. 93-116.

23 Niklas Luhmann, Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten; in: ders., *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, 4. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag 1994, S. 143-164, hier S. 155 und 156; Wilhelm Hennis, Alternativen ohne Spielraum? Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des politischen Systems, in: ders., *Auf dem Weg in den Parteienstaat. Aufsätze aus vier Jahrzehnten*, Stuttgart: Reclam 1998, S. 57-68, hier besonders S. 66 ff.

korreliert zu sein pflegt.²⁴ Wie immer man sich zu einer derart reduktionistischen Bestimmung menschlicher Handlungsmotivationen stellen mag,²⁵ dass diese beiden Beweggründe in wie auch immer kulturell vermittelter Form eine wichtige Rolle im sozialen Handeln spielen, lässt sich nicht bestreiten. Für den gegebenen Zusammenhang sind sie deshalb von Belang, weil sich an ihnen demonstrieren lässt, dass selbst auf der Grundlage dieser minimalistischen, abstrakten und vorgeblich kulturneutralen Definition menschlicher Handlungsziele sich ein überragender Einfluss des Wettbewerbsprinzips auf das Selbstverständnis der Subjekte feststellen lässt.

Mit der Umstellung der Verteilungsmuster von Zuschreibung auf Leistung im Prozess der Modernisierung geht zunächst auch eine Neubestimmung der gesellschaftlichen Anerkennungsmuster einher. Die soziale Wertschätzung, die ein Subjekt erfährt, ist nicht länger an seinen vordefinierten Status, etwa an seinen Stand, gebunden und deshalb auch nicht mehr a priori gegeben, sondern sie wird nun ebenfalls im sozialen Konkurrenzkampf erworben, gesichert und verloren. Individualisierung bedeutet hier vor allem, dass ein Subjekt soziale Wertschätzung dadurch erwerben muss, aber auch kann, dass es in den wettbewerbsförmig organisierten Sozialsphären erfolgreich besteht. Durch Erlangen eines vergleichsweise hohen Bildungsabschlusses, durch Tüchtigkeit im Berufsleben, durch ein erfolgreiches Familienleben – wie sehr der Wettbewerb sich hier auch auf den Schul- und Sozialerfolg der Kinder ausgedehnt hat, offenbart nicht nur die notorische Tendenz glücklicher Eltern, das Gespräch auf die besonderen Fähigkeiten und Leistungen ihrer Kinder zu lenken, sondern auch ein Blick in die Familienzeitschriften und -ratgeber –, sodann aber auch durch Erfolge in eher peripheren Sozialbereichen, etwa im Sport oder in der Kommunalpolitik, gewinnen Individuen soziale Wertschätzung. Was sie von Geburt an oder durch bloße Gruppenzugehörigkeit sind, verliert immer mehr seine anerkennungssichernde Qualität.

Die Anerkennungsmuster der Gesellschaft werden daher durch das Dominant-

24 Vgl. etwa Hartmut Esser, *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York: Campus 1996, S. 241 ff. Auch Adam Smith formulierte bereits diese beiden Leitideen, wobei er erstaunlicherweise den Kampf um Anerkennung für das wichtigere Handlungsmotiv hielt: Da die leiblichen Bedürfnisse höchst begrenzt seien, so Smith, „geschieht es hauptsächlich im Hinblick auf die Gefühle der Menschheit, daß wir nach Reichtum streben und Armut zu vermeiden suchen. Denn welchem Zweck dient all die Mühe und Geschäftigkeit dieser Welt? Was ist das Ziel von Habgier und Ehrgeiz, von Streben nach Reichtum, von Macht und Ansehen? [...] Woher [...] der Wetteifer, der die verschiedenen Stände ergreift, und welche Vorteile haben wir im Auge, wenn wir als wichtigstes Ziel menschlichen Lebens die Verbesserung unserer Lage nennen? Beachtet zu werden, versorgt zu werden, mit Sympathie und Anerkennung bedacht zu werden: nur das sind Vorteile, die wir damit zu gewinnen suchen. Eitelkeit, nicht jedoch Annehmlichkeiten oder Freude, interessiert uns“ (*The Theory of Moral Sentiments*, London, 9. Aufl., 1801, Bd. 1, S. 98 f.; zitiert nach Albert O. Hirschman: *Leidenschaften und Interessen*, Frankfurt a.M. 1984, S. 117; Hervorheb. von mir, H.R.).

25 Für eine tiefsinnige und überzeugende Kritik vgl. etwa Charles Taylor, Was ist menschliches Handeln?, in: ders., *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-51.

werden des Interaktionsmodus der Konkurrenz in zwei Richtungen verändert. Zum Ersten werden sie *dynamisiert*: Man „besitzt“ Anerkennung niemals mehr auf Dauer, sondern steht stets in Gefahr, sie im Konkurrenzkampf wieder zu verlieren. Die *Bewährung durch Leistung* wird mit dem Fortschreiten des Modernisierungsprozesses immer mehr zu einer Daueraufgabe: Die Erfolge von gestern zählen bei der Positionierung im sozialen Wettbewerb in dem Maße immer weniger, in dem der soziale Wandel sich beschleunigt.²⁶ Der Kampf um Anerkennung erfährt daher durch die Umstellung auf Wettbewerb und Leistung eine historisch beispiellose Dynamisierung.

Dadurch ändert sich, zum Zweiten, auch die Natur der Missachtungserfahrung, das heisst der verlorenen oder verweigerten Anerkennung. Achtung und Missachtung werden gleichsam *ent-ontologisiert*, d. h. sie sind nicht mehr einer vorgegebenen sozialen oder kosmischen Ordnung eingeschrieben, an der man leiden kann, wenn man in ihr einen niedrigen Rang einnimmt, sondern sie werden durch eigenes Handeln bzw. eigene Leistung erworben und verloren. Das Leiden an Missachtung und Ungleichheit wird so transformiert von einem Leiden an *a priori* sozialen *Ausschluss* in eine fortwährende Angst vor dem persönlichen Scheitern bzw. vor dem Unterliegen im Wettbewerb, vor dem *Nicht-Mehr-Mitkommen* oder dem *Abgehängt-Werden*. Das 'Nicht-gut-genug-Sein' als Ausdruck einer enttäuschten Anerkennungshoffnung verändert seinen sozialen Sinn: Subjekte haben sich das Scheitern selbst zuzuschreiben, in jedem Falle wird ihnen ihr sozialer Erfolg bzw. ihr Misserfolg im Konkurrenzkampf sozial zugerechnet.

Weil der Schwache, Langsame, Unkreative, Unattraktive im *freien und fairen* Wettbewerb unterliegt, erfährt er 'gerechte' soziale Missachtung und Geringschätzung im Sinne der Leistungsgerechtigkeit des Wettbewerbs. Er scheitert der eigenen Sozialerfahrung nach nicht mehr an einem 'grausamen, unerbittlichen Schicksal' oder an einer ungerechten sozialen Ordnung, die es ihm erlaubten, sein Leiden an Ungleichheit zu 'ontologisieren', d.h. als unvermeidliches Resultat einer (ungerechten oder unverständlichen) kosmischen Ordnung zu begreifen, sondern er scheitert an der eigenen, selbst zu verantwortenden Unzulänglichkeit. Diese, nicht die *Ordnung der Dinge* oder *das Leid der Welt* oder eine andere feindliche Macht, ist für sein *Zukurzkommen* verantwortlich, das deshalb moralisch nicht *entlastet*, sondern zusätzlich *belastet* wird: Es signalisiert persönliches (moralisches) Versagen, wie es in der von Weber herausgearbeiteten *Protestantischen Leistungsethik* zum Ausdruck kommt.

Adorno und Horkheimer exemplifizieren diese Differenz in der *Dialektik der Aufklärung* am Unterschied zwischen der in Mahlers *Lied von der Erde* idealisierten Haltung des resignierten 'Chinesen' und der Selbstwahrnehmung des gescheiterten Amerikaners. Unter dem Stichwort „Zwei Welten“ schreiben sie über ihre Erfahrung der subjektiven Konsequenzen eines dominant gewordenen sozio-ökonomischen Wettbewerbs in den USA:

26 Dazu Rosa, Beschleunigung (Anm. 9), Kapitel V und XI.3.

„Hierzulande gibt es keinen Unterschied zwischen dem wirtschaftlichen Schicksal und den Menschen selbst. Keiner ist etwas anderes als sein Vermögen, sein Einkommen, seine Stellung, seine Chancen. Die wirtschaftliche Charaktermaske und das, was darunter ist, decken sich im Bewußtsein der Menschen, den Betroffenen eingeschlossen, bis aufs kleinste Fältchen. Jeder ist so viel wert, wie er verdient, jeder verdient so viel er wert ist. Was er ist, erfährt er durch die Wechselfälle seiner wirtschaftlichen Existenz. Er kennt sich nicht als ein anderes. Hatte die materialistische Kritik der Gesellschaft dem Idealismus einst entgegengehalten, daß nicht das Bewußtsein das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein bestimme, daß die Wahrheit über die Gesellschaft nicht in ihren idealistischen Vorstellungen von sich selbst, sondern in ihrer Wirtschaft zu finden sei, so hat das zeitgemäße Selbstbewußtsein solchen Idealismus mittlerweile abgeworfen. Sie beurteilen ihr eigenes Selbst nach seinem Marktwert und lernen, was sie sind, aus dem, wie es ihnen in der kapitalistischen Wirtschaft ergeht. Ihr Schicksal, und wäre es das traurigste, ist ihnen nicht äußerlich, sie erkennen es an. Der Chinese, der Abschied nahm, 'Sprach mit umflorter Stimme: Du mein Freund / mir war das Glück in dieser Welt nicht hold. / Wohin ich geh? Ich wandere in die Berge, / Ich suche Ruhe für mein einsam Herz.'
I am a failure, sagt der Amerikaner. — And that is that.“²⁷

Wenngleich das Selbstwertgefühl der Subjekte in der Spätmoderne sich nicht ausschließlich am *ökonomischen* Wettbewerbserfolg orientiert, wie Horkheimer und Adorno hier suggerieren, ist es doch evident, dass die Wettbewerbsfähigkeit in dem Maße zum Gradmesser des sozialen Prestiges und der Selbstwerterfahrung wird, in dem die Sozialsphären genuin wettbewerbsförmig organisiert sind. Als Ausdruck des 'Marktwerts' eines Subjektes erscheinen dabei eben nicht nur der ökonomische Kurswert, sondern etwa auch der eingenommene Rang im Kampf um Bildungsabschlüsse und attraktive Intimpartner, um das hochwertigere Freundesnetz oder den größeren Schulerfolg der Kinder. So raten Psychologen den Individuen, die keinen Lebenspartner finden, inzwischen ganz ungeschminkt, sie sollten ihren *Marktwert* nicht überschätzen. Internetseiten, auf denen Männer und Frauen Fotoaufnahmen von sich zur Bewertung nach Maßgabe der körperlichen Attraktivität oder der „Ausstrahlung“ freigeben und sich dadurch in ihrem „Sympathiewert“ zwischen *Minus Eins* und *Plus Zehn* bestimmen lassen, erfreuen sich nicht nur einer rasant wachsenden Beliebtheit – die Website 'hotornot.com' soll etwa *zehn Millionen* Stimmabgaben pro Tag erzielen²⁸ –, sondern erscheinen auch als ein konsequenter Ausdruck der wettbewerbsförmigen, an Erfolgsraten orientierten Organisation der 'gemeinschaftlich-diffusen' Sozialsphäre.

Indes konkurrieren Subjekte auch in der Moderne und a fortiori in der Spätmoderne natürlich nicht nur um soziale Wertschätzung, sondern in gleichem Maße auch um materielle Ressourcen und soziale Positionen, die sie zur Verfolgung ihrer je individuell definierten Konzeptionen gelingenden Lebens benötigen. Auch über die Verteilung der materiellen Lebenschancen wird mithin im Modus des Wettbewerbs entschieden: Der Erfolgreiche kann prima facie alle möglichen Konzeptionen gelin-

27 Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M.: Fischer 2003, S. 220.

28 Vgl. Gary Rivlin, Facing the World Online, With Egos Fully Exposed, in: *The New York Times*, Beilage zur Süddeutschen Zeitung vom 14.06.2004, S. 15.

genden Lebens verfolgen, während dem Erfolglösen dafür die materiellen Voraussetzungen fehlen; sofern materielle Ressourcen knapp sind, wird der Langsame, Schwache, Unkreative, Unattraktive, kurz: der *Erfolglose*, *ceteris paribus* auch im Hinblick auf das physische Wohlbefinden ein 'schlechteres' Leben führen als der Erfolgreiche.

Interessanterweise lässt sich im Zuge der spätmodernen Verschärfung und Totalisierung des Wettbewerbs bei der Allokation von Ressourcen und der Verteilung von Anerkennung nun in der sozialen Mikrosphäre der Lebensführung eine ähnlich weitreichende *Endogenisierung* der Zielsetzung beobachten wie in den oben diskutierten gesellschaftlichen Funktionssphären. Im Prozess der fortschreitenden Modernisierung wird der Selbst- und Lebensentwurf der Subjekte nämlich von einem (oft traditionalistisch bestimmten) wettbewerbs-exogenen *Ziel*, um dessentwillen sie sich auf Wettbewerbssituationen einlassen, zu einem entscheidenden Wettbewerbs*instrument*. Damit aber gewinnt das Wettbewerbsprinzip – entgegen der Vermutung, dass die freie Konkurrenz die Pluralität und Heterogenität von Lebenskonzeptionen fördere – eine geradezu determinierende Kraft über die gesellschaftlich dominanten Konzeptionen gelingenden Lebens: Wettbewerbserfolg hat nur derjenige, der sich selbst in einer Weise entwirft, die dem erfolgreichen Konkurrieren zuträglich ist. Flexibilität, Schnelligkeit, Bereitschaft zum psychischen Nachvollzug der funktionalen Differenzierung und zum Erwerb wechselnder Fähigkeiten, der Wille zu permanenter Veränderung und zur beständigen Leistungssteigerung sind die Bedingungen für den Erfolg im spätmodernen sozio-ökonomischen Wettbewerb – abweichende Lebenskonzeptionen (etwa solche des Asketizismus, des Ästhetizismus, der Kontemplation oder des Kollektivismus) werden mit Misserfolg und daher auch mit Missachtung und Exklusion bestraft. Deshalb beeinflusst das Wettbewerbsprinzip entgegen dem *prima facie* Augenschein nicht nur die Lebenschancen der „Verlierer“ in massiver Weise, sondern auch die der Gewinner: Sie sind gezwungen, sich auf eine Weise zu entwerfen, die ihre Konkurrenzfähigkeit steigert. Dies scheint schon Georg Simmel geahnt zu haben, als er beklagte, dass trotz der zunehmend bunten Vielfalt und heterogenen Erscheinungsweise moderner 'quantitativer' Individualität echte, gleichsam 'kauzige' Originalität hinter einer gewissen 'Stromlinienförmigkeit' moderner Subjekte zu verschwinden drohe.²⁹

Der dominant werdende Interaktionsmodus Wettbewerb kultiviert und ziviliert die Individuen also nicht nur in dem im letzten Abschnitt herausgearbeiteten Sinne, sondern nötigt ihnen unter den Bedingungen des zeitlich und sozial 'entgrenzten' Wettbewerbs – der nicht nur in strategischen Entscheidungssituationen, sondern ununterbrochen ausgefochten wird – die Einnahme einer stets *variablen* Tempo- und Leistungsideologie und die Verfolgung einer *wertopportunistischen* Maximierung von Optionen und Anschlussmöglichkeiten auf. Moderne Subjekte sind nicht nur Arbeitskraftunternehmer in dem von Gert Günter Voß herausgearbeiteten Sinne,³⁰ sie sind gleichsam 'Selbstunternehmer' in allen Sozialsphären.

29 Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 591 ff.

30 Vgl. etwa Gert Günter Voß, *Neue Verhältnisse? – Zur wachsenden Bedeutung der Lebens-*

Überall sind sie gezwungen, sich in einem dynamischen Wettbewerb zu behaupten, wozu ihnen der von Heinz von Förster formulierte kategorische Imperativ der Moderne – *handle jederzeit so, dass die Zahl Deiner Optionen und Anschlussmöglichkeiten größer wird* – als Richtschnur dient. Der schon von Rousseau beklagte Prestige-, Positions- und Ressourcenkampf aller gegen alle in einer vom 'amour propre' getriebenen modernen Gesellschaft ist dieser in der Tat strukturell eingeschrieben. Die Angst, die optimale Leistung zu verfehlen, erstreckt sich dabei interessanterweise auch auf die Empfängerseite der Leistungserbringung: Subjekte werden nicht nur in der Werbung und in den Beratungsdiensten aller Art dazu angehalten, beständig zu prüfen, ob sie auch wirklich das Bestmögliche erhalten. *Erbringt Ihr PC, Ihr Auto, Ihre Versicherung, Ihre Partei, Ihre Frau, Ihre Religion die für Sie maximale Leistung?* Diese Frage zu stellen ist nicht nur konsequent, sondern im Sinne des wettbewerbsorientierten Handelns geradezu unerlässlich: Nur wer seine Ressourcen optimal einsetzt, darf auf Erhalt oder Steigerung seiner Wettbewerbsfähigkeit in einem sich verschärfenden Konkurrenzkampf hoffen.

Auch als Modus der Vergesellschaftung bzw. Subjektivierung weist damit das Wettbewerbsprinzip jenes eigentümliche Umschlagsmoment auf, das es von einem sozialen Instrument zur Verwirklichung von autonomen Zielen zu einem alles überragenden Endzweck werden lässt, der allein im Erhalt der *Wettbewerbsfähigkeit* liegt. Ihr gegenüber erhalten alle anderen subjektdefinierenden Eigenschaften – Berufe und Partnerschaften, Einstellungen und Ideale, Wohnorte und Lebensformen – einen tendenziell transitorischen, temporären und sekundären, und oft genug einen *instrumentellen* Charakter. Wer gleichsam innerlich 'sesshaft' wird und sich der stetigen Neuerfindung seiner selbst verweigert, riskiert nicht nur gravierende Wettbewerbsnachteile, sondern kann geradezu als Modernisierungsverlierer gelten: Er verliert soziale Wertschätzung und materiale Lebenschancen gleichermaßen.³¹

Der Interaktionsmodus Wettbewerb erlaubt deshalb nur vorübergehend eine Zunahme der Vielfalt bzw. die genuine Individualisierung von Konzeptionen gelingenden Lebens – langfristig tendiert er, wo er ungesteuert bleibt, zu einer immer stärkeren Einschränkung dieser Vielfalt unter dem strategischen Primat der *Wettbewerbsfähigkeit*. Markt und Konkurrenz sind mit Sicherheit nicht neutral gegenüber den menschlich möglichen 'letzten Stellungnahmen' zur Welt und zum Leben im Sinne Webers, sondern haben erhebliche, ja totalisierende Konsequenzen für die individuellen Möglichkeiten der Lebensführung.³²

führung von Arbeitskräften für die Betriebe, in: Burkart Lutz (Hrsg.): *Entwicklungsperspektiven von Arbeit*. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München/DFG, Berlin: Akademie Verlag 2001, S. 31-45.

31 Zur Rückkehr und Rache des 'Nomadischen' gegenüber dem Sesshaften vgl. Zygmunt Bauman, *Liquid Modernity*, Cambridge: Polity Press 2000, S. 13.

32 „American Workers are stressed out, and in an unforgiving economy, they are becoming more so everyday“, berichtet der Stressforscher John Schwartz auf der Titelseite der *New York Times* vom 05.09.2004. Er fährt fort: „Sixty-two percent say their workload has increased over the last six months; 53 percent say work leaves them 'overtired and

V. Politische Schlussfolgerungen

Insgesamt, so meine Überlegungen, hat die Umstellung sozialer Organisation und Interaktion auf den Modus des Wettbewerbs weiterreichende soziale und ethische Konsequenzen, als dies den Verteidigern seiner effizienzsteigernden Eigenschaften bewusst ist.

Diese Konsequenzen, so hat sich gezeigt, lassen sich auf drei Ebenen des sozialen Lebens identifizieren: Zum Ersten beeinflussen sie Struktur und Qualität der sozialen Beziehungen in der Gesellschaft, d.h. die Art und Weise, wie Menschen einander begegnen, sich wahrnehmen, sich assoziieren und wie sie individuell und kollektiv handeln. Zum Zweiten hat der sozial herrschende Interaktionsmodus gravierende Folgen für die Qualität und die Quantität der gesellschaftlich realisierten bzw. produzierten Werte. Eine konkurrenzförmige Organisation der Wirtschaft lässt zwar individuelle Kräfte beständig gegeneinander wirken, doch erzeugt sie dabei einen so gewaltigen energetischen und kreativen Überschuss, dass mehr Bedürfnisse besser und schneller befriedigt (und geweckt) werden können als bei allen uns bekannten kooperationsförmigen Organisationsweisen. Allerdings hat sich dabei zugleich ergeben, dass aufgrund der Tatsache, dass der Wettbewerb als Vergesellschaftungsmuster relationale Beziehungen definiert (x ist schneller/besser als y), aber keine Zielvorgaben enthält, sich die Wettbewerbszwänge nach und nach so verselbständigen, dass sie die Realisierung gesamtgesellschaftlicher Zielvorstellungen jenseits eines gewissen Entwicklungsstadiums unvermeidlich untergraben statt befördern, weil die Erhaltung und Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit individuell wie kollektiv zur dominanten Zielvorgabe wird.

Zum Dritten ist daher die wettbewerbsförmige Organisation von Gesellschaftssphären von größter Bedeutung auch für die Möglichkeiten und Konzeptionen individuell gelingenden Lebens. Ich habe zu zeigen versucht, dass die moderne Gesellschaft in dem Maße, in dem sie zu einer Totalisierung des Wettbewerbs im Sinne der wettbewerbsförmigen Primärorganisation *aller* Sozialsphären tendiert – wir konkurrieren um Karrieren, Kinder, Kirchenzugehörigkeiten, Kontakte und Körpermaße –, auch einen totalitären Zwang auf die möglichen Formen der Lebensführung ausübt.

Daraus ergibt sich zwingend, dass zur Überwindung der sich aus den totalisierenden Wettbewerbszwängen selbst ergebenden sozialen Probleme und Irrationalitäten die neoliberale Strategie der Wettbewerbsintensivierung eine selbstvernichtende

overwhelmed'. Even at home, in the soccer bleachers or at the Labor Day Picnic, workers are never really off the clock, bound to BlackBerries, cellphones and laptops. Add iffy job security, rising health care costs, ailing pension plans and the fear that a financial setback could put mortgage payments out of reach, and the office has become, for many, the echo chamber of angst." Vgl. zur 'marktpaternalistischen' Prädeterminierung spätmoderner Lebensentwürfe auch Hartmut Rosa, Kapitalismus und Lebensführung. Perspektiven einer ethischen Kritik der liberalen Marktwirtschaft, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 47 (1999), S. 735-758.

und anachronistische Strategie ist. Sie bezieht ihre Plausibilität aus der 'klassisch-modernen' Sozialerfahrung, dass der Wettbewerb wie kein anderes Instrument dazu taugt, ökonomische Knappheit und soziale Stagnation zu überwinden. Aber Verschärfung und entfesselnde Deregulierung der Konkurrenz wirken nicht mehr problemlösend, sondern problemverschärfend dort, wo die Knappheit an Knappheit, d.h. die Abwesenheit externer Bedarfs- und Zielvorgaben, und das Selbstzweckwerden der Wettbewerbsfähigkeit die eigentlichen Quellen der Schwierigkeiten sind. Die Hoffnung auf eine genuine Reformfähigkeit der modernen Gesellschaften kann daher nur darin liegen, die entscheidenden Sozialsphären – insbesondere Wirtschaft und Wissenschaft – nur noch sekundär wettbewerbsförmig zu organisieren: Über die materialen Zielsetzungen sollte zumindest innerhalb bestimmter Grenzen im Modus der demokratischen Deliberation entschieden werden, während die Zielrealisierung dann der freien Konkurrenz überlassen bleiben könnte.

Das bedeutet nicht das Ende der funktionalen Differenzierung: Die Kriterien, die den Zielsetzungsentscheidungen in den einzelnen Sozialsphären zugrundegelegt würden, könnten weiterhin dieser Sphäre selbst entstammen, also relativ 'immun' gegenüber extra-funktionalen Argumenten bleiben. Denn die vielfältige Steigerungsdynamik der Moderne und ihre in allen Sozialsphären zu konstatierenden Wachstums- und Beschleunigungszwänge sind nicht eine Konsequenz der funktionalen Ausdifferenzierung der Sozialsphären und der Verfolgung funktionspezifischer Eigenlogiken per se, sondern ergeben sich erst aus deren wettbewerbsförmiger Organisation. Dennoch ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Prinzip der funktionalen Differenzierung und der wettbewerbsförmigen Organisation der Funktionssphären, wie im zweiten Abschnitt gezeigt, weit komplexer, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Das hat nicht nur historische Gründe insofern, als sich diese beiden Prinzipien in der Neuzeit in enger Verzahnung entwickelten und durchsetzten, sondern liegt auch daran, dass es eine Art „Wahlverwandtschaft“ zwischen ihnen zu geben scheint: Eine nicht wettbewerbsförmig organisierte, aber funktional ausdifferenzierte Wirtschaftssphäre ist nur schwer vorstellbar, nicht zuletzt weil fraglich würde, wieso externe, also etwa politisch begründete Kriterien wirtschaftliche Entscheidungen *nicht* mitbestimmen sollten, wenn der freie Wettbewerb nicht mehr das dominante Organisationsprinzip der Wirtschaft wäre. Dass indessen die Sphäre des Rechts weitgehend autonom oder sogar „autopoietisch“ und dennoch *nicht* wettbewerbsförmig organisiert ist, beweist zumindest, dass nicht nur analytisch, sondern auch empirisch eine Trennung möglich ist.

Der Interaktionsmodus Wettbewerb jedenfalls, so lautet meine Schlussfolgerung, ist ein alternativloses Instrument zur Verwirklichung exogen bestimmter sozialer Zielvorgaben; er entwickelt jedoch individuell wie kollektiv selbstzerstörerische Tendenzen, wo jene Zielvorgaben endogenisiert werden, weil dann die Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit unvermeidlich zum wert- und zielopportunistischen Selbstzweck wird, dem gegenüber alle anderen Ziele nach und nach ins Hintertreffen geraten. Es ist deshalb an der Zeit, gegen die vorherrschenden Tendenzen der

Zeit über eine radikal *wettbewerbsbeschränkende* Reform der Sozialorganisation moderner Gesellschaften nachzudenken.